

Die Wurzel zur Möschberg Erklärung

Autor(en): **Weiss, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **66 (2011)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-891321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wurzel zur Mösberg Erklärung

Das diesjährige Mösberg-Gespräch unter dem Motto «Von der Erklärung zur Tat» versprach Handlungsanweisungen, wie der Weg in eine postfossile Landwirtschaft aussehen könnte. Ohne den Anspruch zu haben, die Frage nach dem «was tun?» allgemeingültig beantworten zu können, scheint klar, dass wir unser Handeln an den Grundsätzen einer ökologischen und sozialen Intensivierung ausrichten sollten.

Jakob Weiss. Die Zeit während den jährlichen Mösberg-Gesprächen ist immer dicht (nicht luftig), die Themen sind tief (nicht locker). Man will sich, sehr zu recht, aber auch Zeit lassen. Gute Gedanken, inspirierende Atmosphäre, Offenheit für Anderes und Neues gibt es mit einem streng kalkulierten Zeitplan nicht – für diese Qualitäten sind Lockerheit und Luftigkeit unabdingbar. Und so ist es jeweils keine leichte Aufgabe, zwischen ausufernder Weite und strenger Strassenflucht (zwischen Land und Stadt?) den passenden Weg und das gefällige Tempo zu finden.

Ziel des Mösberg-Gesprächs 2011

Nachdem 2010 ein richtungweisendes Dokument, die Mösberg Erklärung, erarbeitet wurde, wollte der Präsident auch dieses Jahr zu einem greifbaren Resultat kommen. Von der Erklärung zur Tat, lautete die logische Devise. Nach den Überlegungen zur allgemeinen Situation (Welternährung, Erdölabhängigkeit, Situation von «Bio») sollten nun 2011 die entsprechenden Handlungsanweisungen für die tägliche Praxis auf den Höfen in den Brennpunkt gerückt werden: «Richtlinien» ohne Papier und Paragraphen, die wirkliche Nachhaltigkeit in der Landwirtschaft möglich werden lassen. Wenn man aber nach vielen Diskussionen und nur einer Nacht Schlaf fertig machen, zu einem Schluss unterhalb der vorgestellten Ideale gelangen muss, kommt noch jedem etwas in den

Sinn, was bisher unerwähnt blieb; und wenn man dieses vervollständigte «Alles» zusammenfassen und auf den ominösen Punkt bringen sollte, breitet sich gedankenversunkenes Schweigen aus. Es bleibt aber im schon ausgedünnten TeilnehmerInnenbestand nur noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Ende der Tagung. Also braucht es einen «Ruck». Das Produkt dieser halben Stunde möchte ich hier darstellen, samt gewissen Hintergründen und Nachgedanken.

Ökologische Intensivierung: konkrete Schritte aus der Erdölsucht

Bevor wir den Begriff der ökologischen Intensivierung verstehen und mit Inhalt füllen konnten, stand er schon als Vorstellung über dem Mösberg-Gespräch 2011. Weil in der Mösberg Erklärung der Graben zwischen Land und

Stadt als Thema hervor tritt, dessen Einebnung (nicht Überbrückung!) das künftige wichtige Handlungsfeld und Ziel beider Seiten sein muss, darf sich «Intensivierung» nicht nur auf die landwirtschaftlich-handwerkliche Praxis beziehen, sondern muss ebenso die gesellschaftliche Ebene einbeziehen. Der Einfachheit halber nannten wir diese Ebene «soziale Intensivierung». (Zur Dimension von Seele und Leib verweise ich auf den Beitrag von Ueli Ramseier in K&P 1/2011). Was als Resultat der Arbeitsgruppen in Worte gefasst werden konnte, stand dann doch noch punkt 16 Uhr auf einer Flipchart. In sanfter Überarbeitung sieht es wie unten dargestellt aus. In der Praxis auf den Höfen soll die ökologische Intensivierung bewirken, dass auf den (meisten) Böden mehr Ertrag als mit der heute gebräuchlichen Bewirtschaftung erzielt werden kann. Dies jedoch im

gerade entgegen gesetzten Sinn zur industriellen und kapitalintensiven Landwirtschaft, welche glaubt, mittels Zusatzstoffen und hybrider oder gentechnisch veränderter Sorten maximale Erträge produzieren zu müssen. Dabei schädigt sie die Böden, bewirkt Abhängigkeiten, die der Ernährungssouveränität entgegen wirken und setzt grosse Mengen fossiler Energie ein. Dem gegenüber heisst ökologische Intensivierung Vielfalt der Kulturen auf engem Raum. Sie verlangt mehr menschliche Arbeitskraft, kommt aber ohne künstliche Düngung und mit minimaler maschineller Bearbeitung aus. Sie ist nicht den Landwirten vorbehalten, sondern findet ihren Platz auch in Stadtgärten oder auf Brachflächen. Mit regional angepassten Bewirtschaftungsformen sind dann auch weitgehend selber bestimmte Sozialstrukturen verbunden, der «soziale Zwilling»

Grundzüge einer ökologischen Intensivierung in der Landwirtschaft

Ökologische Intensivierung

- Fördert das Zusammengehen mit der Natur statt deren Dominierung
- Öffnet den Menschen den Blick für das Ganze
- Sichert die Nahrungsgrundlage (Ernährungssouveränität)
- Schafft Kreislaufsysteme statt Auslaufmodelle
- Fördert gesunde Lebensprozesse und stoppt die Energieverschwendung
- Ist ein gewaltfreier Weg aus der Wachstumsökonomie

Soziale Intensivierung

- Wir bieten Nichtbauern und Nichtbäuerinnen «Boden unter den Füßen» an
- Wir kooperieren mit gesinnungsoffenen Menschen und schaffen lebendige Gemeinschaften
- Wir teilen Wissen und Erfahrungen
- Wir suchen nach Lösungen – mit Einfällen statt Abfällen
- Wir holen Menschen auf die Höfe und unterstützen Gärten in der Stadt
- Wir fördern gesellschaftliche Prozesse zur Verringerung von Ungleichheit

dieser Landwirtschaft wirkt sich «natürlich» auf die ganze Gesellschaft aus.

Knalleffekt oder Grundwelle

Gerne hätten wir diesem (unvollendeten) Folgedokument zur Möschberg Erklärung mit einem knalligen Titel zu mehr Gewicht oder Bedeutung verholfen. Eine Zäsur, wie sie vor zehn Jahren die Chiffre «9/11», oder «Nine Eleven», für die Weltpolitik bedeutete, möchten die Möschberger auch für die Landwirtschaft signalisieren: Das Bioforum stellt die Twin Towers der Landwirtschaft wieder auf in Form von ökologischer und sozialer Intensivierung. Deshalb hiesse unser Manifest gerne «1/11» oder «One Eleven» (auch wenn wir statt Monat und Tag den Monat und das Jahr nennen müssen, weil es sonst weniger gut tönen würde). Die Älteren unter uns sind gleich noch an die alte Telefonnummer der Auskunft erinnert, das «Elfi» und dann das «Hundertelfi», womit wir uns nicht ganz zu unrecht auch als (offene) Bewahrer und Verwalter bäuerlichen Wissens verstehen dürfen. Ich breche die reflexive Übung in Selbsteinschätzung hier ab. Schlagworte sind nicht das Markenzeichen des Bioforums, wenn schon wünschen wir der Möschberg Erklärung die Wirkung einer anhaltenden Grundwelle, nicht die unberechenbare Wucht eines Terroranschlags. Und deshalb heisst ihr Folgedokument, die Wurzel zur Praxis, jetzt nicht «1/11», sondern einfach «Grundzüge einer ökologischen Intensivierung in der Landwirtschaft». Die damit verknüpfte soziale Intensivierung ist unbedingt mitgemeint, doch weil Bauern und Bäuerinnen nicht die Fachleute für Soziales, sondern hauptsächlich für die Bodenbebauung sind und zudem nur noch eine Minderheit von rund 3 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, beschränken wir uns mit diesem Titel auf unser Kerngeschäft.



Der ökologische Fussabdruck...

Wo stehen wir heute?

Zur Erinnerung sei hier nochmals zusammengefasst, was die Möschberg Erklärung so brisant macht. Der Weltagrarbericht 2008 zeigte erschreckend deutlich, dass die agrarpolitische Stossrichtung, wie sie von einem globalisierten Weltmarkt scheinbar gefordert wird, nicht die Lösung sein kann. Hinter den tragischen Verzerrungen, die nach wie vor zu Hunger in landwirtschaftlich geprägten Ländern und zu zunehmenden Abhängigkeiten anstelle von Ernährungssouveränität führen, stehen die wirtschaftliche Machtfrage und der Kampf ums Erdöl. Schon bevor uns Daniele Ganser in seinem dem Möschberg-Gespräch vorgelagerten Vortrag die bedenklichen Fakten vor Augen führte, und fast bedenklicher noch unser Unvermögen, die Konsequenzen dieser Fakten im Alltag umzusetzen, wussten wir, dass von einer landwirtschaftlichen Selbstversorgung in der Schweiz gar nicht mehr gesprochen werden darf – ausser man würde das für die Produktion nötige Erdöl als «unser Erdöl» bezeichnen. Gestehen wir uns aber ein, diese Energiequelle unter zunehmend kritischeren Umständen zukaufen zu müssen,

damit die in unseren hiesigen Nahrungsmitteln gespeicherte Lebensenergie überhaupt «produziert» werden kann, dann sind wir beim Selbstversorgungsgrad Null. Oder anders: 100% abhängig von einem nicht erneuerbaren und bald zu Ende gehenden Stoff. Die landwirtschaftliche Produktionsweise ist gewaltig «aufgeblasen» von Diesel betriebenen Maschinen und Agrochemikalien. Bevor dieser Ballon platzt, müssen wir den Ausstieg, das Ventil aus der wachstumsfixierten Erdölwirtschaft finden. Der Fortschritt der letzten 60 Jahre hat uns auf ein Schwindel erregendes Konsumniveau getrieben, das neben vielen Segnungen immer offensichtlicher weltweite Probleme verursacht. Hungertote, Kriege, finanzielle Verwerfungen und selbst die Zunahme natürlich-klimatischer Gefährdungen fassen weitgehend in der Ausbeutung fossiler Energieträger, deren Ergänzung oder Ersetzung durch Atomstrom eingeschlossen. So geht es nicht weiter – und alle wissen es.

Wie gelähmt

Bei der Frage, was zu tun sei, wird es schwierig. Denn wenn es einfach wäre, hätten wir schon Mitte

der 1970er Jahre mit dem nötigen «Umdenken – Umschwenken» (Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen in Zürich, 1975) begonnen. «Die Grenzen des Wachstums» (Meadows, 1972) waren damals schon gezeigt; «Die sogenannte Energiekrise oder die Lähmung der Gesellschaft» (Illich, 1974) hatte auf die materiellen wie mentalen Konsequenzen billig verfügbarer Energie aufmerksam gemacht; «Vom Mythos des Hungers» (Collins und Lappé, 1977) legte dar, dass Hunger ein politisches, bzw. ein Devisen- und kein Agrarproblem ist; «Ein Planet wird geplündert» (Gruhl, 1975) hielt «Die Schreckensbilanz unserer Politik» fest, so der Untertitel. Ich stehe mit dieser kurzen Aufzählung erst am Anfang eines verstaubten Büchergestells, denke flüchtig an Afrika, den Irak, Indien, Japan im Jahr 2011... – und der Mensch ist also das vernunftbegabte Wesen?

Der ökologische Fussabdruck

In der langen Reihe verwandter Publikationen steht auch ein Bändchen von Wackernagel und Rees (1997): «Unser ökologischer Fussabdruck». Nicht, dass darin viel neu wäre, sieht man von den

sich stets leicht verändernden Berechnungen, Zahlen und Befürchtungen ab, aber mir gefällt das plastische Bild vom Fussabdruck. Er bedeutet, kurz gesagt, die Umrechnung unseres Konsumverhaltens samt Energie- und sonstigem Ressourcenverbrauch in ökologisch unversehrte Bodenfläche, die uns vom Nahrungsmittel über den Bodenschatz bis zum Wasser und Sauerstoff das Lebensnotwendige zur Verfügung stellt. Wenn alle Menschen lebten, wie wir in der Schweiz leben, bräuchte es nach Wackernagel und Rees zweieinhalb Planeten Erde. Vielleicht sind es auch drei, mit etwas Glück nur zwei. So oder so ist die Klarheit überwältigend: Wir Schweizer und Schweizerinnen brauchen heute fast dreimal mehr Fläche als uns zusteht und müssen folglich unseren Fussabdruck verkleinern, wollen wir nicht weiter auf Kosten anderer Menschen und der natürlichen Umwelt leben. Wir brauchen uns gar nicht in die Einzelheiten zu vertiefen, wie dieser Fussabdruck berechnet wird. Wir brauchen bloss zur Kenntnis zu nehmen, dass wir gesamtgesellschaftlich gesehen auf zu grossem Fuss leben und folglich von allem weniger brauchen und besitzen sollten.

Die Richtung des Ausstiegs

Warum sich nicht spielerisch dem Schwierigen annähern? Mir fällt in letzter Zeit beispielsweise auf, dass die meisten Sonnenbrillen einfach im Haar und auf Glatzen stecken oder dann abends im Dunkeln getragen werden: Auf geschätzte 70% aller Sonnenbrillen könnte ohne Verlust an Lebensqualität verzichtet werden. Kürzlich im Konzert schweiften meine Gedanken ab und ich sah, dass der Nichtgebrauch von vielleicht 50% aller Haarfärbemittel bestimmt weder ein ästhetischer Verlust noch der Diversität alternder Individuen abträglich wäre. Mein täglich verwendetes Wattestäbchen – nötig für die Ohren oder eine

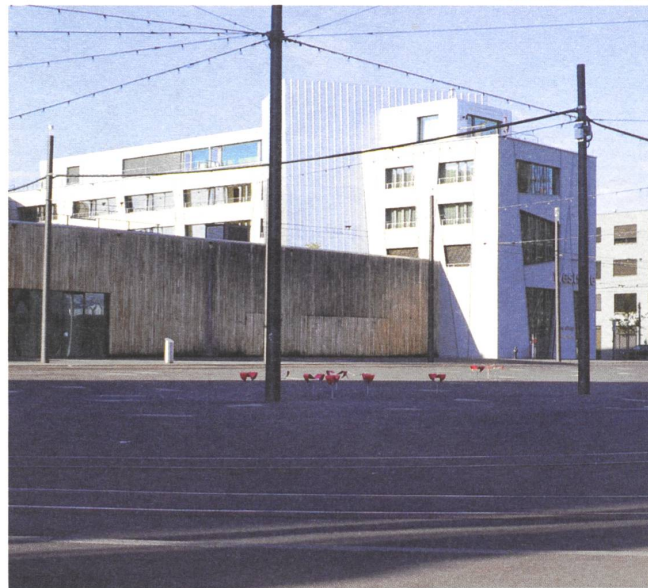


Foto: Markus Schär

*Stell dir vor, es ist Konsum und keiner geht hin...
(Westside-Shopping-Center, Brünnen/Bern).*

dumme Gewohnheit? Würde ich mich «eingeschränkt» fühlen, wenn jeder vierte Artikel im Coop oder Migros nicht dort wäre? Fände ich nachts mein Zuhause nicht mehr, wenn jede zweite Strassenlampe fehlte?

Es ist schwierig, bei solchen Gedankenspielen nicht in eine moralisierende Rechnerei und Vergleicherei mit andern TeilnehmerInnen an unserem Gesellschaftsleben zu geraten. Von «Verzicht» ist heute ja eher nicht die Rede, Ökologie rentiere, rechnen uns politische Stimmen vor. «Gürtel enger schnallen» kommt im Freizeit betonten Lebensstil, wo «work» und «life» ausbalanciert werden müssen, nur im Diätbereich gut an. Aber wenn es um zuviel Lärm, nervöse Kinder, stressige Anforderungen am Arbeitsplatz, zu knappe Haushaltbudgets und anderes geht, wird selten die Verbindung zum ganz simplen «weniger von allem» gemacht. Die Forderung heisst meist «billiger», um mehr davon zu haben. Und als oberste Rechtfertigung gegen das Weniger wirkt im Zweifelsfall das Argument der Arbeitsplätze, denn wenn wir weniger Haarfärbemittel verbrauchen, würden natürlich auch einige Coiffeursalons ver-

schwinden. Die Grossverteiler könnten mit reduzierter Artikelzahl ihre Umsätze nicht mehr steigern, Luxusgeschäfte würden wieder rarer, wenn wir Uhren nur für die Zeitangabe brauchen täten. Ähnliche Gedanken lassen sich in Bezug auf «Information» spinnen: Brauchen wir die heute gebräuchlichen Detailangaben auf jedem Lebensmittel? (Was machen wir eigentlich damit?) Bringt uns jede «Weiterbildung» wirklich weiter? Sind alle TV-Kanäle nötig? Die tägliche Angabe zum Pegelstand für die Rheinschifffahrt hat man einst aus den Nachrichten entfernt, wie viele Leute brauchen heute den täglichen Pegelstand der Börsen tatsächlich zu wissen?

Ohne hier zu einem Schluss zu kommen: Es gibt bei genauerem Hinsehen ein nicht nur grosses, sondern auch spannendes und verzweigtes «Verzichtspotential», welches meinen Alltag in keiner Weise beschädigt, sondern eher den Raum und die Zeit schaffen kann, um Lebenssinn und andere Qualitäten wieder deutlicher zu erfahren. Das «Instrument» dazu: Meinen persönlichen Fussabdruck in überlegten Mikroschritten genüsslich verkleinern.

Nachfrage nach Überflüssigem einschlafen lassen.

Die Fussgrösse der Landwirtschaft

Dass die Landwirtschaft als System oder Wirtschaftsbereich auch einen Fussabdruck hinterlässt, ist ein schwer verkraftbarer Befund. Denn bisher war die Vorstellung angenehm, dass die Landwirtschaft das Land hat, auf dem alle anderen ihre Fussabdrücke hinterlassen können. Sie produziert schliesslich Nahrungsmittel, schöne Landschaft und gute Luft und macht, dass überhaupt eine Gesellschaft existieren kann. Das stimmt auch, doch zu welchem «Preis» tut sie das heute? Antwort: Sie hat sich vollständig an das billige Erdöl verkauft. Gäbe es morgen keinen Diesel mehr auf den Betrieben, wäre die Katastrophe rasch da, von Stromausfällen für die Melkanlagen mit entsetzlichen Folgen ganz zu schweigen. Ich will nicht mit Horrorvorstellungen spielen, aber das Gedankenexperiment zeigt sofort und klar, in welche Richtung die Zukunft gesucht werden muss. Konkret: Wenn ein Landwirt die Gelegenheit hat, 10 Hektaren Land neu und günstig in Pacht nehmen zu können, so ist das nicht mehr unbedingt eine glückliche Fügung. Denn die nachhaltige Frage müsste – aufgrund der Möschberg Erklärung – lauten: Kann ich dann nächstes Jahr auch eine Arbeitskraft mehr beschäftigen? Oder schaffe ich nur grössere Maschinen an (und mache später Feierabend)? Natürlich handelte es sich bei der Arbeitskraft nicht um eine allzu billige und befristete aus dem Osten oder Süden Europas, sondern um die Leute mit den aufgegebenen Coiffeursalons, Imbissbuden, Boutiquen, Anwaltskanzleien, Beratungsstellen, Werbeagenturen, um Zielmarktverantwortliche in Versicherungen, Nordpoltrek-Anbieter, Investoren und so weiter. Sie alle hätten gemerkt, wie vielfältig

und kreativ die Arbeit in der breit gefächerten sozial- und ökointensiven Landwirtschaft ist (nicht mehr zu verwechseln mit heutiger Landwirtschaft). Die zweite wichtige Frage wäre: Kann ich mit der Zupacht nicht nur die Biodiversität auf meinem Betrieb verbessern, sondern auch die Soziodiversität erhöhen?

Lebens- statt Sterbehilfe

Damit sind die zwei wichtigsten Kriterien genannt, die eigentlich jeden Entscheid auf jedem landwirtschaftlichen Betrieb immer begleiten müssten. Ob es die Kuhrasse betrifft und damit die Fütterung, ob es um den Stallneubau und die «eingesparten» Arbeitsabläufe geht, ob es den Weg der produzierten Güter nach Verlassen des Betriebs betrifft (landet meine Milch im erdölumhüllten Joghurtbecherlein oder meine Kartoffel im Chipssack?), bei allen betrieblichen Veränderungen muss die Antwort so ausfallen, dass

meine Erdölabhängigkeit geringer wird und die ökologische wie auch die soziale Intensivierung zunehmen. Ausnahmen kann es geben, das Kurz- und das Mittelfristige mögen manchmal dem Langfristigen noch widersprechen. Doch Generalentschuldigungen gibt es angesichts der bekannten Tatsachen keine mehr. «So etwas ist nicht realistisch», «das geht erst, wenn die andern mitmachen», «bis ich den Betrieb aufgeben muss, hat das alles noch keine Wirkung», das sind keine Argumente, erst Ausflüchte, um in der Erdölfalle stecken bleiben zu dürfen. Um weiterhin die Welt dem noch gängigen Wirtschaftswachstum opfern zu wollen. Über den Abschluss des eigenen Lebens sollten wir den gesundheitlichen Umständen entsprechend als mündige Individuen selber bestimmen können, aber als Mitläufer auf den kollektiven Suizid hinzuwirken ist eine unschöne Lebensgrundlage. ●

Dahinter stehen 40 Jahre Bio-Süssmost Tradition



Seit 40 Jahren wird in der Mosterei Möhl Bio-Süssmost aus Demeter- und Knospenqualität gepresst. Das Obst stammt vor allem von Hochstamm-Bäumen der Bio-Bauern aus der nächsten Umgebung, deren Höfe und Baumbestand nach den Richtlinien der BIO SUISSE bewirtschaftet werden.

Der frisch gepresste Saft wird unter Kohlendruck eingelangert. Erhältlich in Retoureflaschen beim Getränkehändler, in SPAR-Läden oder im Reformhaus.



Mosterei Möhl AG, 9320 Arbon
Telefon 071 447 40 74
www.moehl.ch

Anima-Strath verleiht Ihrem Liebling natürliche Vitalität.



Jeder macht mal schlapp! Das gilt auch für Tiere. Dann brauchen sie zu einem vollwertigen Basisfutter einen zusätzlichen Vitalitätsschub. Anima-Strath ist ein natürliches Aufbaumittel aus einer einmaligen Kombination von Hefe und Kräutern und sorgt für

- gutes Wachstum
- bessere Vitalität
- schönes, glänzendes Fell
- besseren Appetit in der Rekonvaleszenz



Anima-Strath
Aufbaumittel

Bio-Strath AG, 8032 Zürich • www.anima-strath.ch